



Sehen und gesehen werden

Genesis 16,13

Sonntag, 22. Januar 2023
Predigtreihe zur Jahreslosung

Lukas Amstutz
lukas.amstutz@bienenberg.ch

Es gilt das gesprochene Wort

Letzten Sonntag hat uns Madeleine in ihrer Predigt eindrücklich vor Augen gemalt: Das ist schon eine sehr komplexe Geschichte, in der die Jahreslosung steht. Eine brisante Familienkonstellation mit viel Zündstoff. Ein Drehbuch für eine süffige Netflix-Serie. Wer sich für systemische Therapieansätze interessiert, hat hier auch genügend Anschauungsmaterial. Eine Geschichte, in der es so richtig «menschelt» - wie so häufig in der Bibel.

Ich habe mich gefragt: Was würden eigentlich Abraham, Sarah und auch Hagar denken, wenn sie wüssten, dass ihre Geschichte seit Jahrtausenden weiter-erzählt wird? Und sie sind damit ja in bester Gesellschaft. Was würden Jakob, David, Jona oder die Jünger Jesu sagen, wenn sie wüssten, dass wir heute ihre Geschichten immer noch in der Bibel lesen? Da wurde vermutlich ja keine und keiner gefragt: Dürfen wir deine Geschichte erzählen und aufschreiben? Selbstverständlich völlig anonymisiert. Ihnen wurden keine Datenschutzbestimmungen vorgelegt. Keine Cookies zu genehmigen. Ihre Geschichten werden erzählt – und dabei längst nicht immer zu ihrem Vorteil. Über so manche biblische Figur schüttelt man leicht den Kopf, ist zutiefst irritiert, kann sich ein Lachen nicht verkneifen oder erlebt einen Fremdschäm-Moment.

Nein – die Bibel erzählt uns nicht lauter Vorzeige-Geschichten. Schon fast voyeuristisch blicken wir in das Leben von Menschen. Da werden die Türen zu intimsten Momenten geöffnet. Situationen, auf die niemand stolz ist, stehen im grellen Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. So manche biblische Person würde wahrscheinlich bei der Lektüre der Bibel erleichen und fragen: Das habt ihr jetzt aber nicht ernsthaft aufgeschrieben, überliefert und übersetzt, oder?

Nehmen wir Abraham, Sarah und Hagar. Diese Dreiecksgeschichte voller Würde und Scham. Wer das liest, kann sich unschwer vorstellen, wie kompliziert dieses Miteinander damals war. Und jetzt ist dies alles auch noch schwarz auf weiss festgehalten. Gelesen von unzähligen Menschen! Oh nein - welches Bild geben wir da ab? Was denken die Menschen wohl von uns? Mit welchen Blicken schauen sie uns an: mitleidig, überlegen, fassungslos, fasziniert? Was bedeutet dies für unser Ansehen?

Ansehen – das war in der damaligen Zeit und Kultur ungemein wichtig. Das Ansehen prägte Beziehungen in einer Gemeinschaft. Es entschied darüber, ob man zu jemanden hochsieht oder auf jemanden herunterblickt. Das Ansehen war abhängig von dem sozialen Status, den ein Mensch hatte. Angesehen war man als einer der Ältesten, als freier Mann mit Grundbesitz, als Inhaber einer Führungsfunktion, als Frau eines angesehenen Mannes, als Frau mit vielen Kindern, als Tochter aus gutem Hause oder als Erbe einer ruhmreichen Familie.

Von diesem Ansehen aufgrund von Alter, Herkunft oder Position haben wir uns grösstenteils gelöst. Wer in der Gesellschaft als angesehen gilt, ist nicht mehr eindeutig definiert. Wer bei den einen als angesehen gilt, wird von anderen belächelt oder gar verachtet. Da gibt es unterschiedliche Vorstellungen und Wertmassstäbe. Trotzdem spielt das Ansehen natürlich auch in unserer Zeit eine wichtige Rolle.

Es gehört sogar zum Wesen unseres Mensch-Seins, dass wir einander ansehen und wahrnehmen können. Und das Wissen, dass mich andere Menschen sehen, beeinflusst uns auch massgebend. Wäre ich heute Morgen ganz alleine in diesem Saal, würden da eine Reihe von Stühlen stehen. Ich wäre also nicht alleine hier. Aber ich wüsste: Den Stühlen bin ich egal. Sie schauen mich nicht an. Sie beobachten mich auch nicht. Und so könnte ich theoretisch hier tun und lassen, was ich wollte – keiner der Stühle würde die Stirn runzeln oder mich komisch anschauen. Tritt dagegen nur ein Mensch in den Raum, ändert sich das. Ich weiss und spüre in dem Moment: Ich werde gesehen, bin also nicht mehr allein. Und darauf reagiere ich in gewisser Weise: Entweder ist es mir egal, ob ich gesehen werde. Oder ich passe mein Verhalten an, weil ich weiss, dass ich gesehen und damit auch beobachtet bin. Dem Gegenüber geht es dabei übrigens genau gleich, wenn er oder sie merkt: Auch ich werde gesehen.

Gesehen zu werden, bedeutet also auch immer beobachtet und in gewisser Weise bewertet zu werden. Als Pendler kenne ich das aus dem Zug. Steige ich in Sissach in den Zug, werde ich von anderen Passagieren als «Neuling» im Abteil angeschaut und kurz «gescannt». Bereits eine Station später gehöre ich dann zu jenen, die die ansehen, die neu einsteigen. Und dieses Sehen und Gesehen-Werden entscheidet häufig darüber, wer sich wohin setzt. Mit der Zeit gibt es dann Stammplätze. Und wer die nicht einhält, erntet entsprechende Blicke.

Von anderen gesehen zu werden, ist daher auf der einen Seite sehr schön. Gesehen zu werden, bedeutet: Ich werde wahrgenommen. Andererseits gilt auch: Gesehen zu werden, bedeutet beobachtet zu werden. Mehr noch: Unter den Blicken der Anderen werde ich beurteilt. Das Gesehen-Werden bestimmt buchstäblich mein «An-Sehen». Wenn wir merken: Ich werde wohlwollend angesehen, fühlen wir uns wohl, angenommen und geschätzt. Aber nicht von ungefähr sagt der Volksmund auch: Wenn Blicke töten könnten. Gesehen zu werden, kann auch bedeuten: Verachtet und beschämt zu werden.

Schwierig ist bei alledem, dass wir ja nicht wissen, wie uns das Gegenüber sieht. Ich kann zwar im Spiegel prüfen, was ihr seht. Ob Frisur und Kleidung sitzen. Aber wie ihr mich seht, kann ich nicht sehen. Und das kann uns verunsichern. Als Menschen wollen wir zwar gesehen werden. Wir möchten aber vor allem «richtig» gesehen werden. Möchten, dass kein falscher Eindruck entsteht.

Wir investieren daher viel in unser Ansehen. Wir wollen im besten Licht erscheinen, um den Erwartungen gerecht zu werden. Oder gerade das Gegenteil: Wir wollen anders sein, provozieren und geniessen es, wenn Andere komisch schauen. Aber in beiden Fällen beeinflusst uns der Blick von aussen. Wir wollen ein bestimmtes Bild abgeben.

Ein verführerisches Instrument dazu ist unser Smartphone. Ob whatsapp, facebook, instagram, tik-tok oder snapchat: Menschen posten unzählige Bilder. Von sich oder dem, was erlebt wird. Glückshormone strömen durch unseren Körper, wenn unsere Bilder gelikt werden. Je mehr, desto glücklicher. Wir werden angesehen. Zumindest unsere Fotos. Und die haben meist etwas gemeinsam: Sie halten einen magischen Moment fest. Ein schöner, einzigartiger Moment im Leben. Und wenn es doch noch etwas zu gewöhnlich ist, peppen wir das mit einem Filter auf. Die Folge ist ein virtuelles Sehen und Gesehen werden. Und nicht wenige denken beim Anschauen der inszenierten Bilderflut: Wie normal und langweilig ist doch mein wirkliches Leben? Denn gepostet wird ja nicht der normale Alltagswahnsinn: Brüllende Kinder, schlechte Noten, missglückte Vorträge, Beziehungsknatsch, verpuschtes Makeup oder endlose Regentage. Wir wählen sorgfältig aus, was andere sehen dürfen. Wir achten auf unser Ansehen. Und wir sind froh, dass nicht alles in der Bibel steht, was wir erleben. Manchmal ist es zu unserem Vorteil, dass uns niemand sieht.

«Du bist ein Gott, der mich sieht», heisst es in der Jahreslosung. Ein schöner Vers. Vor allem, weil dieser Satz von Hagar stammt. Abraham und Sarah bleiben kinderlos. Hagar, die ausländische Sklavin, soll das Problem lösen. Und als sie tatsächlich schwanger wird, ist sie auf einmal selbst das Problem. Hagar wird so lange gedemütigt, bis sie es nicht mehr aushält und flieht. Kein Plan wohin – einfach weg aus diesem Haus. In der Wüste wird sie von einem Engel Gottes gefunden und angesprochen. Ihr Schicksal ist ihm nicht egal. Eine einfache Wunderlösung hat er auch nicht bereit. Sie soll zurückkehren. Nicht gerade verheissungsvoll. Und dann doch dieser eine Satz: «Du bist ein Gott, der mich sieht.» Offensichtlich fühlt sich Hagar von diesem Gott angesehen und wahrgenommen. Er hat sie nicht übersehen. Daraus schöpft sie neuen Lebensmut. So wie viele Menschen, die in diesem Jahr ihren Satz hören und für ihr Leben in Anspruch nehmen.

«Du bist ein Gott, der mich sieht.» Für manche Menschen klingt dieser Satz vielleicht auch bedrohlich. Da bin ich tagtäglich den Blicken meiner Mitmenschen ausgesetzt. Blicke, denen ich ausgeliefert bin und hoffe, dass ich richtig angesehen werden. Und jetzt kommt da auch noch ein Gott, der mich sieht? Echt jetzt?

Ich kann diese Reaktion verstehen. Manchmal scheint mir, wir Menschen würden am liebsten mit Gott auch mit whatsapp-Status oder einer Insta-Story kommunizieren. Lauter tolle Schnappschüsse, die wir auswählen. Aufgepeppt mit passenden Filtern. Aber ein Gott, der mich sieht – immer und überall? Ein Gott, dessen Blick ich nicht täuschen kann? Der mich ansieht, so wie ich bin. Unbearbeitet und ungeschönt.

Hagar war vielen Blicken ausgesetzt. Ihr Ansehen hat darunter gelitten. Den Blick Gottes hat sie anders wahrgenommen. Sie musste ihre Situation vor Gott nicht beschönigen: «Ich bin von Sarai, meiner Herrin, geflohen.» Mehr gibt es nicht zu sagen. Es ist, wie es ist – und Gott sieht es.

Für Hagar scheint dies nicht bedrohlich. Sie fürchtet nicht um ihr Ansehen vor Gott. Nicht, weil ihr Leben so gut und vorbildlich läuft. Sondern weil Gott sieht.

Sehen und gesehen werden. Das ist Teil unseres menschlichen Miteinanders. Darin bemühen wir uns um unser Ansehen. Wir versuchen unter den Blicken von aussen unsere Identität zu finden. Uns selbst zu sein, ohne dass uns andere egal sind. Das ist gar nicht so einfach. Und manchmal verlieren wir uns dabei und denken: Hoffentlich sieht niemand, wer und wie ich wirklich bin.

Gott war für Hagar nicht ein weiterer Blick von aussen, der sie verunsichert. Gott wurde ihr Orientierungspunkt in einer Welt voller widersprüchlicher Blicke. Damit war jetzt nicht einfach alles gut. Zurückkehren ins Haus von Sarah und Abraham. Man kann sich die Blicke vorstellen, die sie dort erwarten. Und doch traute sie sich, ihren Weg zu gehen. Sie vertraute sich dem Gott an, der sie sieht – als Hagar. Ein Gott, der sie besser kennt als sie sich selbst. Vor diesem Blick fürchtet sie sich nicht.

Ganz ähnlich erging es Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis. Nach über einem Jahr verspürte er eine zunehmende Zerrissenheit darüber, wie ihn seine Mitgefangenen sahen und er sich selbst. Nach aussen wirkt er als gelassener und starker Seelsorger – in ihm drinnen toben Zweifel und Angst. Und in alledem die Sorge, in allem Sehen und gesehen werden, selbst richtig gesehen und verstanden zu werden. Entstanden ist dabei das Gedicht «Wer bin ich?», aus dem ich abschliessend einige Zeilen zitiere:

Wer bin ich?
Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß.

Wer bin ich?
Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich?
Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?

[...]

Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich?

[..]

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

AMEN